

Ode an die Lehrer von Lukas Bärfuss

Die «Ode an die Lehrer» ist eines der 24 Stücke im Essayband «Stil und Moral». Sie geht zurück auf eine Diplomansprache, die Lukas Bärfuss 2014 auf Einladung der Pädagogischen Hochschule Luzern gehalten hat. Darin wird angespielt auf den 2008 erschienenen, mittlerweile in 15 Sprachen erschienenen Roman «Hundert Tage», der sich mit dem Völkermord in Ruanda und mit der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit in Afrika befasst.

<https://www.lehrpersonenhandeln-literarisch.ch/texte/lukas-baerfuss/>

(...)

Nein, die Schule und ich, das ist wirklich kein Liebesverhältnis

Ich hasste die Schule. Aber ich liebte meine Lehrer. Das ist etwas seltsam, ich weiss. Aber grundsätzlich kein Widerspruch.

Ich brauchte keinen Stundenplan. Ich brauchte keinen Lehrplan. Ich brauchte keine Pulte. Ich brauchte keine Prüfungen. Was ich hingegen nötig hatte das waren Lehrer. So wie diesen Stellvertreter in der siebten Klasse ein Mann mit Bart der uns Gedichte vorlas. Nicht etwa weil sie im Lehrplan standen Er las uns Gedichte vor, weil er Gedichte liebte. Gedichte waren ihm wichtig. Lebenswichtig. Und er teilte im Grunde auch keine Gedichte mit uns. Er teilte seine Liebe. Er teilte seine Leidenschaft (...).

Ich hasste das Turnen. Die Reckstangen. Die Schwedenkästen. Die Stafetten. Die Dauerläufe. Das alles boykottierte ich eines Tages. Ich machte einfach nicht mehr mit. Und deshalb gehöre ich zu den wenigen, die im Turnen eine Drei im Zeugnis stehen haben. Ich hasste also Sport und wäre beinahe dafür verloren gewesen. Dick Fett und mittlerweile herzkrank.

Aber da gab es diesen Lehrer. Und der hatte dieses Fahrrad. Ein Tourenrad Nabendynamo, Halogenscheinwerfer, Kartenhalter, Satteltaschen. Ein Rad, mit dem man die Welt erobern konnte. Was dieser Lehrer auch gemacht hatte: Bis nach Spanien war er damit gekommen und einmal sogar ans Nordkap. Im Unterricht zeigte er uns Bilder davon, von seinen Reisen an den Rand Europas. Ich wollte auch ans Ende der Welt reisen, ich wollte auch so frei sein. Nichts benötigen als ein paar gute Beine. Und ein gutes Rad.

Ich suchte mir also Arbeit. In einer Bäckerei putzte ich Bleche und erstand mit dem verdienten Geld ein Rad. Bis nach Spanien bin ich damit nicht gekommen. Und auch nicht bis ans Nordkap. Aber ich habe jede Strasse jeden Weg und jeden Hügel und jeden Pass im Umkreis von dreißig Kilometern abgefahren. Tagelang bis zur vollständigen Erschöpfung. Diese Liebe ist mir geblieben. Sport ist mir immer noch fremd. Aber ich liebe mein Rad (...).

Meine Schule war eine Tragödie. Die Schule ist an mir gescheitert. Aber meine Lehrer waren sehr erfolgreich. Es war eine Kränkung. Die Kränkung einer Lehrerin, die mir das erste Buch, die mir den ersten Roman geschenkt hat. Die Kränkung durch eine schöne Frau, in einem goldenen Mazda, Fräulein Bovet hiess sie, meine erste grosse Liebe in der dritten Klasse, da war ich neun. Sie war es, die mir ein kleines Land im Herzen Afrikas nahebrachte. Das Land der tausend Hügel. Das Land des ewigen Frühlings. Ein Land, wo das Leben noch rein war, unverdorben von der Zivilisation. Arm, aber unverdorben. Sie zeigte uns, wie die Menschen dort lebten. Sie machte uns mit einer Familie bekannt, der Familie Nahimana in einem bunten Bilderbuch. Wir erfuhren, wie man in diesem Land Brot bäckt. Und was man aus einer Kalebasse alles schnitzen kann. Ein Gefäss. Ein Musikinstrument. Ein Spielzeug.

Für mich wurde dieses kleine Land zum Sehnsuchtsort. Die Sehnsucht nach der Ferne. Die Sehnsucht nach dem Ursprung. Die Sehnsucht nach der Verbundenheit mit der Natur und mit dieser sanften, schönen Frau, unserer Lehrerin. Und jedes Mal, wenn ich in meiner Kindheit von Afrika hörte, dachte ich an sie, an das Bild, das sie uns von diesem Kontinent geschenkt hatte.

Viele Jahre später. Ich war schon erwachsen, begegnete ich diesem Land wieder. Aber jetzt war es kein Sehnsuchtsort. Kein Land der Unschuld. Das war es nie gewesen, das musste ich jetzt lernen (...).

Schon damals hatte es dort nicht nur tausend Hügel gegeben, sondern auch tausend Massaker. Nicht Liebe regierte das Land, sondern ein Diktator. Und die Menschen lebten nicht in Einheit. Sie lebten getrennt und in Apartheid. Schon damals das Gegenteil eines Paradieses und nahe jener perfekten Hölle, die man nun täglich im Fernsehen vor Augen geführt bekam. Zu Hunderttausenden brachten sie ihre Brüder und Schwestern um. Mit Macheten und mit Handgranaten Frauen, Kinder, Alte, ohne Unterschied. Und aus jener freundlichen Familie Nahimana, die uns das fröhliche «Muraho» zugerufen hatte, das war ziemlich wahrscheinlich, waren nun gewöhnliche Mörder geworden.

Aber das Bild, das Fräulein Bovet uns gezeigt hatte, die Idylle, der Friede, das Glück, liess sich nicht vertreiben (...). Warum hat sie uns damals nichts davon erzählt? Warum nichts von den Problemen? Nichts von den Ungerechtigkeiten? Nichts von der Diktatur? Und um eine Antwort zu finden, begann ich zu lesen. Aber ich fand das Buch nicht, das mir meine Kränkung erklärte. Dieses Buch musste ich selber schreiben (...). Wenn Sie so wollen, wurde dies zum Motor eines Schriftstellers.

Eine Schule habe ich nicht gebraucht. Aber ohne Lehrer wäre ich ärmer. Und deshalb möchte ich Sie aufrufen: Kümmern Sie sich nicht nur um Lehrpläne. Nicht nur um Fachdidaktik und Evaluationen. Und Evaluationen der Evaluationen. Das ist den Kindern alles einerlei. Sie brauchen keine Systeme, Kinder brauchen keine Schule. Aber sie brauchen Lehrer. Die Kinder brauchen Sie, Ihre Leidenschaften, Ihre Begeisterung. Und auch Ihr Unverständnis und auch Ihren Ärger und die Angst. Kinder brauchen Erwachsene, die ihnen zeigen, wie das gehen könnte, dieses Spiel, ein Mensch zu werden